



Haus der Wannsee-Konferenz Gedenk- und Bildungsstätte

Joseph Wulf und die westdeutsche historische Forschung nach 1945 zum Völkermord an den europäischen Juden

(Vortrag am 20. Januar 2004 im Haus der Wannsee-Konferenz)

Von Nicolas Berg

I. Einleitung: Ein Aufsatztitel – und das Problem von Erforschung und Erinnerung

Der in Berlin – gerade auch in diesem Hause – bestens bekannte Historiker Herbert A. Strauss hat vor über zwanzig Jahren einem Vortrag den Titel *„Der Holocaust – Reflexionen über die Möglichkeit einer wissenschaftlichen und menschlichen Annäherung“* gegeben.¹ Diese in die Druckfassung übernommene und in dem Sammelband von ihm und Norbert Kampe kurz darauf herausgegebene und damit weit verbreitete Benennung eines Aufsatzes ging mir als Student der Geschichte in den frühen 90er Jahren lange Zeit nicht mehr aus dem Kopf. Auch das ist nun schon wieder über zehn Jahre her, der „Historikerstreit“ und die „Historisierungsdebatte“ waren seinerzeit die noch nachwirkenden Debatten, in denen die Geschichtswissenschaft nach Begriffen, Konzepten und Methoden suchte, um die Geschichte der Vernichtung der europäischen Juden zu konzeptualisieren und zu schreiben. Mir schien diese Benennung des Aufsatzes durch Strauss seinerzeit so, als beschreibe sie ein Programm, das aber noch nicht eingelöst war. Es gab aus meiner damaligen Sicht das ganz und gar berechtigte Anliegen der Wissenschaft, die Wahrheit zu erkunden und die Zusammenhänge zu erklären. Aber sie stritt sich über „Vergleichbarkeit“, über „faktischen prius“ und „kausalen nexus“ der Russischer Revolution und des nationalsozialistischem Völkermord und über Reichweite und Grenzen des Terminus’ „Singularität“. – Daneben gab es für mich und die Kommilitonen ein unabwendbares Bedürfnis, zu verstehen, aber zu verstehen im vollen Gewicht und

¹ Herbert A. Strauss, *Der Holocaust. Reflexionen über die Möglichkeiten einer wissenschaftlichen und menschlichen Annäherung*, in: ders./Norbert Kampe (Hg.), *Antisemitismus. Von der Judenfeindschaft zum Holocaust*, Bonn 1988, S. 215-233.

Umfange des Wortes. Die laufenden Debatten boten hier kaum einen Ansatz. Auf den Verstehenswunsch waren nicht sie die Antwort, sondern wurden umgekehrt mehr und mehr zur Frage. Für die Verstehensversuche boten sich Erinnerungsberichte eher an, Memoiren und Zeitzeugenschriften, die aber wiederum von der Wissenschaft mit einer gewissen Hilflosigkeit im Modus eines Genres belassen wurde, das eher zu „Literatur“ gehörte, als zu den die eigene Arbeit prägenden Quellen. Diese Aporien im Wissenschaftsdiskurs über die Shoah gehören zu den grundlegenden Erfahrungen der späten 80er und frühen 90er Jahre – wenn man sie als Studienanfänger erhalten hat, war das Gewicht ihrer Lektion vielleicht sogar noch etwas schwerer.

Diese divergierenden Tendenzen des Nachdenkens über den „Zivilisationsbruch“ von Auschwitz, dieses Auseinanderklaffen von Zeugnis und Quelle, von Theorie und Empirie, von der Perspektive der Überwältigten und jener Handlungslogik der Täter und Mitläufer – sie sind in den letzten 15 Jahren erkannt worden. Auch aus heutiger Sicht hat der Titel *„Reflexionen über die Möglichkeiten einer wissenschaftlichen und menschlichen Annäherung“* an den Holocaust, der mir damals so eindrucksvoll erschienen war, seinen appellativen Klang behalten. Heute aber erscheint es auffällig, dass der Text selbst nur sehr versteckt einzulösen versuchte, was er als Thema in den Titel hob. Er selbst stellt eine rein „wissenschaftlich“ gehaltene Einführung in die Holocaustforschung dar, die Reflexion über „menschliche Annäherung“ an das Ereignis wurde nicht eigens ausgewiesen. Strauss deutete zwar die Grenzen der Geschichts- und Sozialwissenschaften an, die seiner Auffassung zufolge darin begründet seien, dass „dem Holocaust kein rational erfassbarer Sinn“ zukomme (215) und die schon deswegen nicht zu ignorieren seien, weil mit diesem Ereigniszusammenhang der „zentrale Nerv“ im Selbstverständnis einer Gesellschaft getroffen worden sei, die „Kultur und menschliche Substanz als Kontinuität“ wahrgenommen hatte und weiterhin wahrnahm. Begriffe wie „Kluft“ zwischen Geschehen und Bedeutung (215), und die an Theodor Lessings bekannten Buchtitel anspielende Formulierung „Sinnggebung für das Sinnlose“ (215) waren aber nur Hinweise auf von der Wissenschaft nicht zur Gänze oder nicht eigentlich einzuholendes Wissen jenseits des Wissens.

Heute schauen wir einen Text wie *„Reflexionen über die Möglichkeiten einer wissenschaftlichen und menschlichen Annäherung“* anders an. Er enthält in der Tat Reflexionen über beides, markiert aber die „menschliche“ Annäherung nicht eigens. Das Archiv wächst durch die Bemühungen, die Quellen sicherzustellen. Die Überlebenden aber erzählen, sie berichten, wie Strauss dies nannte, „von einem unerhörten Geschehen“ (216). Wie andere Historiker auch sprach Strauss aber nicht von sich, wohl aber mit dem Wissen um das Selbsterlebte. Seine leise und beiläufige Bemerkung, dass in Berichten von Opfern und Überlebenden immer wieder die Einsicht artikuliert wurde, „dass es hier keine Gesprächspartner gibt, vielleicht nicht geben kann“, dass Opfer sich deshalb mitunter selbst „zur Einsamkeit ihrer Erinnerungen verurteilen“ (217) enthielt keine Vermutung, sondern eine

Überzeugung. Ich konnte als Leser des wissenschaftlichen Aufsatzes von Strauss dies nur seinerzeit nicht richtig verstehen. Seine Autobiographie lag noch nicht vor, ich kannte den Verfasser nicht persönlich und über sein Schicksal war mir als Student nichts bekannt.

Es dauerte, bis man bemerkte – ich meine öffentlich bemerkte – dass Herbert A. Strauss als Wissenschaftler und als Autobiograph zunächst getrennt gesprochen hat. Viele Jahre war der Emotionen erfordernde und sie zugleich blockierende genaue Blick auf das Grauen der Vernichtung nur von der Erinnerung, nicht von der Forschung gewagt worden. Die Wissenschaft erforderte einen hohen Preis und verlangte noch von jenen, die selbst Flucht, Verstecken, Exil oder das Konzentrationslager überlebt hatten, die Emotionen des Themas zu minimieren, sie forderte Sachlichkeit. Für Überlebende wie Strauss oder Joseph Wulf, dem ich im Folgenden meine Hauptaufmerksamkeit widmen möchte, war dies gleichbedeutend mit jenem „getrennten Sprechen“. Wollten sie als Wissenschaftler die Vergangenheit erkunden, mussten sie zunächst als Zeitzeugen schweigen.² Strauss (geboren 1918) erlebt die „Ungeheuerlichkeiten der `Kristallnacht`“, in deren Verlauf sein Vater von der Gestapo verhaftet wurde, in seiner Heimatstadt Würzburg, wo er zu dieser Zeit auf Besuch war.³ Anfang der 40er Jahre konnte er sogar noch die Abschlussprüfung an der „Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums“ machen:

„Während dieser neun Monate, von Oktober 1941 bis Juni 1942, bestand die `Hochschule` gleichzeitig mit dem Holocaust der Berliner Juden, der auch ihrer Standhaftigkeit schließlich den Todesstoß versetzen sollte. Aus der Entfernung eines halben Jahrhunderts, das diesen Mord an einem ganzen Volk dem Gewissen der Welt eingebrannt hat, lehnen sich meine Gefühle noch immer gegen mein Gedächtnis auf.“⁴

Sein Lebensbericht ist voll überbordender Wut auf die Vergangenheit und zugleich mit dem scharfen Blick der Klarheit auf die Schwierigkeiten, Erfahrungen aus dem Gedächtnis in Geschichte zu überführen. Er hat ihn unter dem Titel „Am Abgrund“ vorgelegt, eine Metapher, die für ihn die Normalität und Absurdität seiner Zeit in Berlin Anfang der 40er Jahre zusammen fasst: „Der moralische Abgrund, der zwischen Tradition und Wirklichkeit klaffte“, so Strauss, vertiefte sich und man war gezwungen, über ihn „zu balancieren“.⁵ In dieser Haltung des Balancierens studierte er Judaistik und Arabistik, war u. a. Schüler Leo Baecks, der für ihn „zur zentralen Gestalt“ wurde. Strauss selbst überlebte den Holocaust – 1943 glückte seine Flucht in die Schweiz – aber sein Vater wurde in Treblinka ermordet. Nach dem Krieg emigrierte er in die USA, viele Jahrzehnte später kehrte

² Strauss, Über dem Abgrund. Eine jüdische Jugend in Deutschland; Strauss präsentierte hier einen Text, der immer wieder das Dilemma des Gedächtnisses zwischen ungestützter "Grauzone" (216) und zufällig den Krieg überdauernden persönlichen Dokumenten thematisiert.

³ Vgl. das Kapitel: "Die Pogrome vom November 1938", in: ebd., S. 123ff.

⁴ Ebd., S. 158 [Hervorh. v. N.B.].

⁵ Ebd., S. 216 und 227.

er nach Berlin zurück und wurde Gründungsmitglied des dortigen „Zentrums für Antisemitismusforschung“.

Sein Blick auf die Vergangenheit hatte sich nun, nach Deutschland zurückgekehrt, verändert: „Wenige der Männer und Frauen, deren Leben das meine berührt hatte, kehrten je zurück. Ihre Bilder, die in meiner Erinnerung lebendig geblieben waren, erstarrten wie auf Photographien mitten im Ablauf der Zeit.“⁶ Zu den Trennungen von Freunden, Verwandten, dem eigenen Vater, „vor deren wahrer Natur wir die Augen verschlossen“, bemerkte er: „Ich glaube, seit diese Trennungen Teil meines täglichen Lebens geworden waren, hatte sich 'etwas' in mir verhärtet. Daß meine Gefühle mich nicht überwältigten, daß sie nicht in Trauer und Verzweiflung, sondern in eine schwelende Wut mündeten, mag an meiner Weigerung gelegen haben, die Verluste als endgültig zu betrachten.“⁷

Die im wissenschaftlichen Text bezähmte Wut – hier konnte sie beschrieben werden. Nur so gelang die Suche nach einer Form des Trauerns:

„Es schien schlicht unfassbar, ja geradezu phantastisch, daß unschuldige Menschen von ihren Mitbürgern, die sie jeden Tag auf der Straße trafen und als 'durchschnittlich' und 'normal' erlebten, 'vernichtet' würden. Ich weiß nicht mehr, wann die Zweideutigkeiten des 'Wissens' nach und nach der Panik und dem niederschmetternden Eingeständnis wich, daß ich 'akzeptieren' musste, was für alle Zeiten inakzeptabel war: den endgültigen Verlust der Menschen, zu denen auch unsere Toten gehörten, und daß es galt, eine Form des Trauerns zu finden, die ihres ungelebten Lebens würdig war.“⁸

Das Problem war, dass es für die Generation der Zeitzeugen immer schwerer wurde, „die selbst erfahrene Geschichte in der nüchternen und abstrakten Sprache der Wissenschaft wiederzuerkennen.“⁹ Es bestand darin, Strauss hat dies in der Suchbewegung seiner Memoiren deutlich ausgesprochen, dass sich die Spannung zwischen der vergangenen Erfahrung und der jeweiligen Gegenwart nicht gegeneinander ausspielen ließ – weder wissenschaftlich noch autobiographisch. Der Historiker, Überlebende, Emigrant, der nach Deutschland zurückgekehrt war, hat dies die „Rückkehr zur bitteren Erinnerung an unsere persönlichen Verluste“ genannt und *zugleich* die Aufgabe benannt, die damit verbunden war, nämlich fast ausschließlich mit Menschen umgeben zu sein, „die meine Erinnerung an jene zehn Jahre nicht teilten.“¹⁰

⁶ Ebd., S. 215.

⁷ Ebd., S. 241.

⁸ Ebd., S. 250.

⁹ Hoffmann, Deutsch-jüdische Geschichtswissenschaft in der Emigration, in: Strauss u.a. (Hg.), Die Emigration der Wissenschaften nach 1933, S. 269; der Dissens zwischen Zeitzeugen und Historikern habe manche Diskussion auf den internationalen Konferenzen geprägt, habe aber die Auseinandersetzungen auch besonders lebendig und fruchtbar gemacht.

¹⁰ Strauss, Über dem Abgrund, S. 296 und 297; eine Reflexion über die Differenz nicht übertragbarer Erfahrungen, die sich „wie eine Lavamasse“ in das Gedächtnis der Betroffenen einschreibe, und über die

Holocaustforschung in Deutschland, so kann man diese Erfahrung verallgemeinern, war aus jüdischer Perspektive mit dem andauernden Versuch verbunden, die eigenen Erinnerungen an die „Anforderungen der neuen Normalität“ anzupassen, und den Umgang mit einer Mehrheit zu lernen, die eine Sprachform und Denkweise konstituierte, in der vergleichbare Erinnerungen nicht vorkamen.

II. Geschichtszeit und Gedächtniszeit: Methodische Vorüberlegungen

Geschichtszeit und Gedächtniszeit, so die grundlegende Ausgangsüberlegung des heutigen Vortrages, sind von unterschiedlicher Qualität. Sie gehören zusammen – weisen aber bedeutende Differenzen auf. Die eine drängt in die Zukunft und verlängert sich durch Chronologie. Die andere entzieht sich der Logik einer Zählung und Messung und schaut zurück. Die eine verlängert sich immerfort durch einzelne Ereignisse, die andere verändert stets das Ganze durch Bewertung. Sie haben Kongruenzen – verhalten sich aber insgesamt gegenläufig zueinander. Sie benötigen einander – und widersprechen sich.

Solche Ambivalenzen sind indes vielfältig und sind nicht einfach in den Blick zu nehmen. Und die Schwierigkeiten werden nicht geringer, wenn wir den Blick auf den Umgang mit einem doppelt „negativen Gedächtnis“ werfen, wie das Reinhart Koselleck jüngst formuliert hat: Denn anders konnotiert als für die Opfer der Vernichtung, die Überlebenden und ihre Nachkommen handelt es sich auch im deutschen Kontext um eine Überforderung angesichts einer negative Erinnerung, weil sie nicht anders als im Modus des „Wir“ der Täterschaft und der Verantwortung zu memorieren ist. Ob dies nun ausgesprochen wird oder nicht: man spricht über die Eltern und Brüder, über Väter, Mütter und Großväter, über den eigenen Onkel oder dessen Sohn – oder aber über sich selbst in einer anderen Zeit. Sowohl auf der Ebene der allgemeinen Öffentlichkeit, als auch innerhalb einer spezialisierten Fachwissenschaft sind es deshalb die aus dieser Negativität und ihren Folgen resultierenden Erinnerungskonflikte selbst, die hier den Weg weisen, den eine kritische Gedächtnisgeschichte zu beschreiten hätte, die mehr sein will, als die Beschreibung von Historiographie.

Weshalb nimmt die kollektive Erinnerung in dem Maße zu, wie die individuelle abnimmt? Wie gehen wir mit der Tatsache um, dass Gedächtnisinhalte nicht quantifizierbar sind? Warum äußert sich die Sorge vor einem „Zuviel“ und die Angst vor einem „Zuwenig“ an Erinnerung stets gleichzeitig? Wieso bleiben diese Befürchtungen, in unterschiedlichen Argumentationen zwar, aber dennoch, zwischen

heuristische Distanz zwischen der Primärerfahrung und der sekundären Vergegenwärtigung durch diejenigen, die die gleiche Erfahrung nicht gemacht haben oder später geboren wurden bei: Koselleck, Formen und Traditionen des negativen Gedächtnisses, S. 23ff.

der unmittelbaren Nachkriegszeit und heute so konstant? Und wieso ist zwischen diesen antagonistischen Grundkonstanten von Erinnerungsappell und Vergessensehnsucht keine Linie des Kompromisses vorstellbar? Denn in der Tat: Es gibt hier keinen archimedischen Punkt des „richtigen“ Erinnerns – auch wenn diese Hoffnung immer wieder Ausdruck findet. Diese Hoffnung braucht nicht denunziert zu werden – aber ich möchte dennoch versuchen, dem Eindruck zu widerstehen, als wäre gerade dies eine Leitlinie meiner Untersuchungen. Seit den späten 80er Jahren ist die Einsicht in die komplexe Memoria-Struktur des kollektiven Gedächtnisses zum Thema für die Geschichtswissenschaft geworden. In diesem Zusammenhang sei nur ganz allgemein an die Wiederentdeckungen von Aby Warburg und Maurice Halbwachs erinnert oder an Pierre Noras großes Projekt der „Lieux des mémoire“ in Frankreich. In diese Zeit fällt auch die hieran anknüpfenden Fortführungen durch Jan und Aleida Assmann, die zwischen „kommunikativem“ und „kulturellen“ Gedächtnis unterschieden haben – oder auch an die methodischen Einwände von Dan Diner und Saul Friedländer im engeren zeithistorischen Sinne, die für die deutsche Diskussion so wichtig waren, weil sie innerhalb der Geschichtswissenschaft früh die theoretischen Defizite einer deskriptiven und rein empirischen Forschung aufgezeigt haben. Dies ist der allgemeine Hintergrund meiner Fragestellungen – und mir scheint es deshalb insgesamt angemessener, die Verknüpfung von Verbrechen und Erinnerung am Beispiel der deutschen Historiker als ein Thema zu verstehen, dem *a priori* die Logik eines kollektiven Schocks, einer Überforderung, von Verzweiflung und Nicht-Verstehen eingeschrieben sind, die nicht in jedem Fall personal und biographisch aufgelöst werden können – und dies jenseits aller individuellen Verweigerungen und gewollten Beschönigungen, von denen mithin auch die Rede sein wird.

Es wird dabei von Göttingen, München und Berlin zu sprechen sein, von Schuld- und Schamdiskursen und von ihrer langsamen Historisierung. Von wohlgesetzten Argumenten ebenso wie von Affekten, die unkontrolliert aufbrechen; von elaborierten Narrativen und wissenschaftlichem Vokabular ebenso wie von konkurrierenden Formen der Erinnerung, in einer anderen Sprache und mittels anderer Begriffe. Ich möchte von den „Demonstrationen protestantischer Bußfertigkeit“ Hermann Heimpels berichten und von der Entstehung, bzw. Neuerfindung der Zeitgeschichtsschreibung und ihrer Rhetorik reiner Sachlichkeit am Institut für Zeitgeschichte in den 50er Jahren. Und ich möchte auch von der „archivalischen Authentizität“ des jüdischen Außenseiterhistorikers Joseph Wulf sprechen, der als Überlebender von Auschwitz, als akademischer Autodidakt und privates „Ein-Mann-Institut“ in Berlin-Charlottenburg zwischen den frühen 50er und den 70er Jahren die Geschichte des „Dritten Reiches“ von der epistemischen Warte des nationalsozialistischen „Zivilisationsbruches“ (Dan Diner) wahrgenommen und in einer umfangreichen Serie von Dokumentationsbänden aufgezeichnet hat – allerdings ohne damit die wissenschaftliche Diskussion über die Vernichtungspolitik Deutschlands während des Zweiten Weltkrieges seinerzeit wesentlich beeinflussen zu können.

Göttingen, München und Berlin also. Nicht Warschau, Jerusalem oder New York, sondern deutsche Städte, Orte in Deutschland – der Hörsaal in Göttingen, in welchem der Durchbruch des Gewissens öffentlich wurde, das Institut in München, das sich dem Nationalsozialismus professionell annahm, indem es „Zeitgeschichte“ etablierte – und ein Wohnzimmer in Berlin, in welchem ein dem Konzentrationslagertod entkommener Jude privat Dokumente des „Dritten Reiches“ sammelte und edierte.

III. „Göttingen“ – oder: die Entstehung der „Vergangenheitsbewältigung“ aus dem Gestus protestantischer Bußfertigkeit

In Göttingen hatte bereits Friedrich Meinecke in der unmittelbaren Nachkriegszeit als Gast seines Schülers Siegfried A. Kaehler Zuflucht aus dem zerbombten Berlin gesucht – und hier seine „Betrachtungen und Erinnerungen“ begonnen. Diese Buch erschien 1946 unter dem Titel „Die deutsche Katastrophe“ und sollte im folgenden sprichwörtlich werden. Seine weit in das 19. Jahrhundert ausgreifenden Reflexionen angesichts der vor aller Augen liegenden Trümmer des totalen militärischen und moralischen Zusammenbruchs der deutschen Nation trugen noch ganz und gar den Charakter autobiographischer Selbstverständigung. Dieser Grundzug des Buches ist der eine wesentliche Punkt zu seinem Verständnis, sonst bleibt seine Suche nach den *longue durée* des „Hitlermenschentums“ und sein Innehalten bei Goethezeit und Bismarck-Ära unverständlich. Das zweite wesentliche Merkmal dieser Schrift war, dass sie zwar in gewisser Hinsicht zum Grundbuch der deutschen Zeitgeschichtsschreibung werden sollte, aber in einer signifikanten Umkehr der später üblich gewordenen Definition dessen, was „Zeitgeschichte“ einer herkömmlichen Auffassung zufolge stets darstellt, nämlich die von Söhnen verfasste Geschichte der Väter. Hier aber lag offensichtlich etwas anderes vor, nämlich der Versuch eines Vaters, die Geschichte der Söhne zu verstehen – und das Scheitern dieses Vorhabens. Man hatte versäumt den eigenen Kindern und Enkeln, so der über 80jährige Meinecke, die eigenen Kulturwerte zu vermitteln. Dieser fehlende Geist – natürlich war der der deutschen Klassik und Innerlichkeit gemeint – habe den Materialismus und dieser wiederum die „Katastrophe“ befördert, die Meinecke in konsequenter Weise in Konzepten roher Natur darzustellen hatte. Die Natur-Implikationen des Begriffes und seine gedankliche Nähe zum Ausgeliefert-Sein waren in Bildern der Flut und der Überschwemmung, des Sturmes und Erdbebens evident. Der Nationalsozialismus blieb in einem solchen Text zwar ein Mirakel – aber es dokumentierte sich in diesem Interpretationsansatz ein wesentlicher generationeller Blick auf die Zeit, ein Ansatz im übrigen, der sich den Deutungen und Bewertungen insgesamt eingeschrieben hat und bis heute wirksam geblieben ist.

Göttingen war nun zwar der Ort, nicht aber das Milieu dieses generationellen Rückgriffes auf Werthaltungen, die von den Ereignissen zwischen 1933 und 1945 vorgeblich nicht dementiert worden waren, weil sie aus einer davor liegenden Zeit stammten. Das kulturelle Pathos, in welchem der Nationalsozialismus als zwar zerstörerisch, nicht aber eigentlich der deutschen Geschichte zugehörig imaginiert worden war, konnte von den angesprochenen Söhnen so nicht verwendet werden, denn diese fühlten sich zu Recht schuldig an dem, was geschehen war – und das in einem ganz konkreten, also persönlichen Sinne. Der Göttinger Mediävist Hermann Heimpel, Jahrgang 1905, personifiziert das Schuldigwerden im „Dritten Reich“ und das im Rahmen seines Selbstverständnisses als deutscher Historiker stattfindende, schamhafte öffentliche Nachdenken über Schuld danach wie kaum ein anderer deutscher Historiker. 1933 unterstützte er in Freiburg aus voller Überzeugung im Gefolge Heideggers die neue Rolle der Universität im Nationalsozialismus. Anfang der 40er Jahre, an der „Reichsuniversität“ in Straßburg, hielt er Vorlesungen, die sich als Grundsatzpapiere einer neuen Mittelalterforschung lesen lassen, in denen er das neue Reich als Hüterin der Ordnung gegen eine geschichtslose „Barbarenwelt“ stellte, die keine Vergangenheit kenne. Dazwischen hatte Heimpel in Leipzig den Lehrstuhl seines jüdischen Lehrers Hellmann übernommen, der nach Theresienstadt deportiert worden war – und dort 1942 umkam.

Nach 1945 war auch Heimpel wie so viele deutsche Historiker der Auffassung, dass es eine „Zumutung“ darstelle, sich von anderen über seine Rolle während des Nationalsozialismus befragen zu lassen, oder gar seinen Charakter zum Gegenstand öffentlicher Diskussion zu machen. „Wir können die Sache kann gar nicht privat genug behandeln“ – so seine Überzeugung, die jedoch von Beginn an brüchig war, weil sie von der Quadratur des Kreises wusste, die damit zur Aufgabe wurde. „Wie werden wir aus dieser allgemeinen Not und Schande wieder herauskommen, ohne uns selbst völlig zu verleugnen?“ Diese Formulierung seines Freiburger Kollegen Kurt Bauch kann als Matrix aller historischen und historiographischen Selbstverständigungsversuche nach 1945 gelten, weil diejenigen, die die Aufgabe hatten, zu sprechen, über sich selbst zu sprechen hatten.

Auch Heimpel hat diese von anderen erwartete und sich selbst gestellte Aufgabe in einer Autobiographie begonnen. Sie ist der Ort von Konfession und Konversion noch vor aller historiographischen Erneuerung. Begriff und gedankliches Konzept der sogenannten „Vergangenheitsbewältigung“ – jenem von Amos Elon in den 60er Jahren unübersetzbar genannten Habitus-Begriff der deutschen Selbstreflexion angesichts der Schuld von Krieg und Vernichtung – gehen auf die Funktion der Autobiographie als Passage zurück, in der man das Private dem kontroversen Diskurs entziehen, trotzdem aber vorzeigen konnte. In „Die halbe Violine“, die 1949 gedruckt vorlag, wählte Heimpel die Augustinischen „Confessiones“ als Gedächtnismodell, um den Mensch als Gedächtniswesen darzustellen, der zwar vergisst aber von Gott nie vergessen wird. „Heimkehr“ – dieses Schlüsselwort des Vorbildes war denn auch der erste erwogene Titel für das Buch, dessen Doppelbödigkeit durch die Schuld-Scham-Thematik heute nur noch schwer zu

entschlüsseln ist. Das liegt vor allem daran, dass Heimpel seinerzeit das entscheidende Kapitel, nämlich das der eigenen Augenzeugenschaft des sogenannten „Hitler-Putsches“ von 1923 als junger Student in München, unpubliziert ließ. Hier aber führte er auf wenigen Seiten die ansonsten nur in Andeutungen vorhandenen Themen zusammen. Unter der Überschrift „Traum im November“ breitete der Historiker ein einzigartiges Szenario aus, in dem reale Geschichte und apokalyptische Vision zusammenfielen. Das Datum des 9. November 1923 aus der Rückschau mit seiner Doppelbedeutung von 1938 versehend, ließ Heimpel sich selbst hier in einer in Feuersbrunst aufgehenden Bibliothek und unter der lateinischen Inschrift „Favete Linguis“ – „Hütet Eure Zungen!“ auftreten. Mitten in diese Zerstörung des akademischen Symbols bürgerlicher Kultur und Tradition erscheinen ihm seine verstorbenen jüdischen Kollegen Arnold Berney und Siegmund Hellmann. Der Text endet mit den Worten: „Es kommt wohl eine Zeit, in der nicht tot zu sein, ein Vorwurf ist.“ Ein zweiter Band der Autobiographie, der im Anschluss an Kindheit, Jugend und Studium aus Band 1 nun die Zeit der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus zu thematisieren gehabt hätte, wurde von Heimpel zwar erwogen, aber verworfen.

Von Hermann Heimpel war in den 50er Jahren auch etwas anderes erwartet worden, nämlich eine Gesamtdarstellung „Deutsche Geschichte“, die er bereits mehrfach als Vorlesungen vorgetragen hatte und die von den Anfängen bis in die Gegenwart reichen sollte. Das Vorlesungsmanuskript macht deutlich, wie er das Projekt angedacht hatte und wie es hätte vollendet werden müssen. Heimpel hatte die deutsche Geschichte in die Reihe bedeutender „Lieux de mémoire“ gegliedert, von denen „Aachen“ und „Wittenberg“, „Potsdam“ und „Frankfurt“ jeweils ein ganzes historisches Zeitalter repräsentierten. Je näher er der Gegenwart kam, desto deutlicher wurde, dass diese Kette von Ortsnamen nicht ohne „Bergen-Belsen“ und „Auschwitz“ hätte bleiben dürfen. Die Konstruktion der historiographischen Anlage und Gliederung des Stoffes durch Heimpel selbst schuf hier den Zwang einer kausal anmutenden Teleologie. Er trug dies zwar mit Tränen ringend und gegen das Versagen der Stimme ankämpfend mündlich vor Studenten vor, er schrieb es aber nicht nieder, bzw. beförderte das Geschriebene nicht mehr zum Druck. Auch hier hätte er demnach als Historiker seiner selbst und als Historiograph der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Geschichte der Weimarer Republik, des Aufstieges des Nationalsozialismus, Antisemitismus und Vernichtung der Juden darzustellen gehabt, als offizielle „Geschichte“ und als persönliche Lebenszeit, als Forschung und als Erinnerung. Er hätte das eine im anderen erhalten müssen, die Autorität des Fachgelehrten im zweiten Band der Autobiographie und die Authentizität des Zeitgenossen in der „Deutschen Geschichte“ – er hat beides fallengelassen.

So blieb es bei ungeschriebenen Büchern – und bei der Aporie, die Zeit der eigenen beruflichen Etablierung zwischen 35 und 45 mit der Zeit des Nationalsozialismus in ein Narrativ zusammen zu führen. Dies gelang weder autobiographisch noch historiographisch – beide Projekte hat Heimpel

begonnen, weit vorangebracht, dann aber fallen lassen. Als Kompromissform blieb die von ihm wesentlich begründete und in der Öffentlichkeit etablierte appellative Sprechform der „Aufarbeitung“, der „Bewältigung“ erhalten – ein Diskurs, der zeitlos ist und dabei auf zu genaue Personalisierung verzichten konnte. Das persönliche Drama Heimpels blieb so zwar privat und dies entsprach durchaus seiner eigenen Intention. Aber indem er es der Geschichtszeit entzog, lieferte er es ganz und gar der inneren Zeit des Gedächtnisses aus – und es behielt so die Vehemenz der „heißen Erinnerung“ in ihrer ganzen Bedrohlichkeit bei. Ein Dokument, das erhalten geblieben ist, mag andeuten, wie unzureichend Heimpel selbst seine öffentlichen Versuche empfunden haben muss, bzw. wie wenig mit ihnen das eigene Gedächtnis zu beruhigen war. In den letzten Jahren vor seinem Tod las er die Bibel ganz und gar vor dem Hintergrund des eigenen Versagens unter dem Nationalsozialismus, dieses wiederum verknüpfte er direkt mit der Vernichtung der Juden in den deutschen Konzentrationslagern. Im „Vaterunser“ ist die Bitte um Vergebung der Schuld durch dicke Unterstreichungen hervorgehoben, am Rande des Textes findet sich zweimal das Wort „Auschwitz“ geschrieben.

IV. „München“ – oder: die Erfindung der Zeitgeschichte aus dem Pathos der Nüchternheit

In München arbeite parallel dazu eine andere Generation an anderen Fragen – und das in einer anderen Sprache. Hier war „Vergangenheitsbewältigung“ ein bespötteltes Unwort, man selbst stellte sich bewusst eine andere Aufgabe. Diejenigen, die zwischen 1920 und 1930 geboren wurden, begannen hier mit dem Pathos der Nüchternheit und Sachlichkeit die Erforschung als eine Aufgabe zu definieren, in der Gedächtnis in Geschichte verwandelt werden müsse. Das Ideal der Objektivität und die Beschwörung der Distanz waren am „Institut für Zeitgeschichte“ der paradoxe Ausgangspunkt einer neuen Historik der jüngst erlebten Zeit, auch wenn diese nicht nur in Göttingen, sondern auch in München erst ein knappes Jahrzehnt zurücklag. Aber mit diesem wissenschaftlich geläufigen Selbstbild bediente man sich aber einer Sprachregelung, die für die Demonstration der eigenen Herangehensweise den größtmöglichen Kontrast zu den „Göttinger Bekenntnisse“ eines Heimpel, Wittram oder Heuß bot. Beim etwas älteren Hermann Mau (Jg. 1913), v.a. aber bei Hans Buchheim (Jg. 1922), Helmut Krausnick (Jg. 1924), Martin Broszat (Jg. 1926) und Hans Mommsen (Jg. 1930) wurde weniger Selbstaufklärung sondern Informationen propagiert, nicht Schuldiskurse geführt, sondern Strukturtheorien des Funktionierens der NS-Herrschaft ausgelotet. Die Frage lautete nun nicht mehr „Warum?“, sondern „Wie?“ Zugleich wurden beide Fragen auch gegeneinander ausgespielt. Der Maßstab der richtigen geschichtlichen Erkenntnis könne, so der sich gegen Heimpel richtende Ansatz, nur im „mühsamen Geschäft der historischen Forschung“ gefunden werden. Das Selbstbild, das hier wirksam wurde, folgte in der scientifizierten Sprachform einem Ideal, nach welchem man offensichtlich ohne Mühe den Deutungskonflikten der Zeitgenossen entgehen könne.

Dieser uneingeschränkte Optimismus hatte wissenschaftlich gesehen auch einige ehrenwerte Argumente für sich, wirkte sich aber dennoch mitunter in großen Einseitigkeiten aus. So konnte mit einer Emphase, die heute nur noch erstaunt, bereits Ende der 50er Jahre verkündet werden, dass das „Dritte Reich“ als beste erforschte Epoche deutscher Geschichte zu gelten habe, ein Topos, der den erreichten Forschungsstand nachgerade zum Fetisch erhob. Hans Mommsen erklärte Anfang der 60er Jahre, dass der äußere Ablauf der Judenverfolgung im wesentlichen feststehe, Karl Dietrich Bracher begann sein *opus magnum* „Die deutsche Diktatur“ mit dem Satz, der Nationalsozialismus sei „weitgehend erforscht“, es sei gelungen eine „nahezu lückenlose Anschauung von der Herrschaft des Hitler-Regimes in Deutschland und Europa“ zu gewinnen. Auch Martin Broszat erklärte, „Einzelheiten mögen noch ungeklärt sein, das Gesamturteil wird sich dadurch nicht wesentlich ändern“, ähnlich äußerte sich Karl Dietrich Erdmann und Hermann Krausnick.

Eine solche Rhetorik der Sachlichkeit, des erreichten Wissens und der reinen Forschung passt aus heutiger Sicht jedoch nicht mehr mit der forciert vorgetragenen Abwehr zusammen, die dieselben Autoren gegenüber jüdischen Arbeiten zum Thema an den Tag legte. Schon die im Institutsprogramm niedergelegte Reihenfolge der als besonders wichtig erachteten Fragen und Probleme lässt erkennen, dass dem Holocaust als Epochenereignis keinesfalls ein besonderer Platz eingeräumt wurde. Hier wurden vielmehr „Das Werk der Geschwister Scholl“ und „Bayreuth und Hitler“ favorisiert, zugleich wandte man sich 1954 im Beirat vehement gegen die Idee einer Übersetzung von Gerald Reitlingers Buch „The Final Solution“. Diese erschien zwar, aber der Vorwurf von deutscher Seite, hier sei die „Optik des Nürnberger Prozesses“ wirksam geworden, wurde deshalb nur noch schärfer. Hans-Günther Seraphim pickte drei Fehler des Buches auf – und stellte klar, es könne insgesamt „wissenschaftlichen Maßstäben“ nicht standhalten. Reitlinger zeige, so die Kritik, „mitunter einen erstaunlichen Mangel an Verständnis für die inneren Zusammenhänge des Regimes“, es sei erkennbar „unter dem Eindruck des ersten Kriegsverbrecherprozesses“ entworfen worden, die „Atmosphäre der Zeit“ sei an manchen Stellen „ganz unverkennbar.“ Auch Buchheim vermisste hier die „innere Logik“ und die „Zusammenhänge“ – dem Buch über die SS, dem Reitliner im englischen Original den Untertitel „Alibi of a Nation“ gegeben hatte und das auf deutsch dann mit dem völlig sinnverdrehenden Titel „Tragödie einer Nation“ erschienen war, warf er gar vor, es befinde sich auf dem Niveau „nazistischer Pamphlete“. Reitlinger, so Buchheim, mangle es völlig an „Einführung“ in die damalige Situation.

Auch die Zusammenarbeit mit H. G. Adler, einem Überlebenden von Theresienstadt, gestaltete sich nach positivem Beginn, als Adler noch ganz im Rahmen der Totalitarismus-Theorie arbeitete, immer schwieriger, je genauer der jüdische Historiker auf der Grundlage eines Würzburger Aktenfundes die Deportationsabläufe der frühen 40er Jahre im Deutschen Reich selbst zum Thema machte. Die anfängliche Konzilianz in der Zusammenarbeit wich einer regelrechten Ohnmacht, die darin gipfelte, dass Adlers 1965 am IfZ eingereichtes Manuskript mit dem Titel „Der verwaltete Mensch“, das von

Martin Broszat und Thilo Vogelsang korrigiert wurde, in den Gutachten von Hans Herzfeld und Ernst Fraenkel als unwissenschaftlich bezeichnet wurden. Das Werk wurde nicht in die Reihenpublikationen des Instituts aufgenommen, man vermisste in dem „sehr persönlich gefärbten Produkt“, wie es hieß, „eine erkennbare Abtrennung von Analyse und Materialauswertung“ sowie eine systematische Auseinandersetzung mit der älteren Literatur. So fiel es zwischen die Raster einer „Quellendokumentation“ und einer „Forschungspublikation“ – und man plädierte aus „volkspädagogischen Gründen“ dafür, das Manuskript zu drucken, nicht aber innerhalb des Institutsrahmens.

V. „Berlin“ – oder: Jüdische Gegenerinnerung in Form „archivarischer Authentizität“

Die nachhaltigste Kontroverse mit einem jüdischen Autor, der über den Holocaust arbeitete, hatte das Institut aber mit Joseph Wulf, dessen Dokumentations-Historiographie zur gleichen Zeit in Berlin entstand, womit ich zum dritten und letzten Teil meiner Ausführungen gekommen bin. Diese Auseinandersetzung wuchs sich im Laufe der Jahre zu einem regelrechten Kampf aus, über den ich an anderer Stelle ausführlich berichtet habe, was hier nicht noch einmal wiederholt sei. Entscheidend aber, und das sei hier im Ergebnis wiederholt, war, dass Wulf mit seinen Dokumentationsbänden über die Judenvernichtung aus den frühen 50er Jahren mit Präzision und Akribie ein durch und durch aus Quellen bestehendes Bild des „Dritten Reiches“ vorgelegt hatte, in welchem er die nationalsozialistische Politik der Vernichtung ins Zentrum gestellt hatte. Er hatte also mit seinen wenigen Mitteln und als Einzelner genau das gemacht, was die Fachwissenschaft bis dato nicht geschafft hatte. Diese jedoch mokierte sich über Marginalien des wissenschaftlichen Editionsapparates, hielt sich in ihren Besprechungen, wenn überhaupt welche erschienen, mit der Kritik über „das Zuviel an zitatschweren Randleisten“ oder an den „wenig sinnvollen Überschriften“ auf und bemängelte die „nachgedruckten bürokratischen Details.“ Das Beste, was Wulf über sich an publizierten Rezensionen lesen konnte, war, dass er „methodische Inkonsequenzen“ habe walten lassen und seiner Arbeit ein „Mangel an Differenzierung“ eigen sei.

Vom wissenschaftlichen Selbstbild Joseph Wulfs aus, so meine These, ergibt sich auch so etwas wie ein Gesamtkommentar zur Problematik von Erinnerung und Erforschung zur damaligen Zeit. Anhand eines kleinen Beispiels aus dem ersten Dokumentarband von 1955 kann deutlich gemacht werden, was zu dieser Zeit intellektuelle Zeugenschaft jüdischer Autoren innerhalb des geschichtswissenschaftlichen Diskurses bedeutet hat.

Wulfs Dokumentation wies mehr Quellen aus der Perspektive der Täter auf, als Zeugenaussagen von Opfern. Das lag daran, dass er die in Deutschland der 50er Jahre vorherrschende Ansicht widerlegen

musste, dass Zeugen per definitionem nicht objektiv sein könnten. So sicherte er sich immer wieder gegen den Verdacht ab, er könnte „begrifflicher Weise gewisser Ressentiments“ verdächtigt werden. Diesen Verdacht versuchte er zu unterlaufen, indem er als Zeugenaussagen lediglich auf Zeugnisse von Kindern und Wissenschaftlern zurückgriff. Diese Wahl begründete Wulf damit, dass Kinder unfähig zur Lüge seien, Wissenschaftler aber qua Berufsethos nüchtern und sachlich. Die Kinder aber, so Wulf der zu erwartenden Kritik vorbeugend, „nennen ihre Henker nicht `SS-Leute´ oder `Nazis´, sie registrieren sie vielmehr unter dem Sammelbegriff `Deutsche´“, man möge sich hieran nicht stören, „so war es für sie.“

Wulf hatte in diesem Kommentar, bzw. in die Auswahl der Kinder-Dokumente eine eigene Überzeugung niedergelegt. Er war sich im klaren darüber, dass es jene Juden gegenüber stets vehement eingeforderte Zurückstellung von Subjektivität auch auf der Seite derer, die dies zur Maxime erhoben, nicht gab. Seine Arbeit an der Geschichte des „Dritten Reiches“ mitzuschreiben offenbart das Umgekehrte, nämlich die Tatsache, dass die Darstellungen von nichtjüdischer Seite ein hohes Maß an partikularer Sichtweisen, an selektiver Erinnerung und beschönigender Interpretation aufwiesen. Es gab zu dieser Zeit nur keinen offiziellen und anerkannten Ort, diese Überzeugung auszusprechen. Es gab ja nicht einmal eine Verständigung darüber, was intellektuelle Zeugenschaft angesichts des Völkermords bedeutete.

Heute ist deswegen die Paradoxie zu entschlüsseln, dass Wulf die eigene Zeitzeugenschaft vollkommen aus seinen Büchern heraushalten musste, um seinen Beitrag als Zeuge eines Ereignisses zu formulieren, das normale Erfahrungen überstiegen hatte. Er durfte gerade nicht als „Überlebender“ oder als „Auschwitz-Häftling“ sprechen, sondern musste von seiner Person absehen. Gerade dies nannte er „Objektivität“ und er gedachte sie dadurch zu gewährleisten, indem er ausschließlich auf Dokumente deutete. Im Grunde genommen aber redete er zu seinen Lesern, nicht direkt, aber auf einer Ebene, die man „archivalische Authentizität“ nennen könnte. Das Prinzip des Dokumentarischen speiste sich primär aus einem fehlenden Vertrauen in die deutsche Gesellschaft, für die er die Bücher verfasst hatte. In dieser Bevorzugung der „Originale im Rohzustand“, wie Wulf dies nannte, war eine Art von Zeugnisutopie enthalten und man hat zurecht vorgeschlagen, diesen riesigen und auf mehrer Bände verteilten Editionstext als Teil eines „lebendigen Archivs“ zu deuten und zu den bekannten großen Überlebenden-Berichten eines Primo Levi oder Jean Améry hinzuzudenken. Denn das Dokumentarische war in diesem Fall nicht der Beleg für Gesagtes, sondern die einzige Form, in der es gesagt werden konnte.

Joseph Wulf lebte seit 1955 bis zu seinem Tod in Berlin, die deutsche Staatsbürgerschaft wollte er deswegen aber nicht annehmen. Der Einzelgänger, der erst viel später einen Lehrauftrag an der Freien Universität erhielt, war in den 60er Jahren der erste, der dieses Haus, die Villa Minoux, in der

am 20. Januar 1942, heute vor 62 Jahren, die berüchtigte „Wannsee-Konferenz“ stattfand, in ein Dokumentationszentrum und „Institut zur Erforschung des Nationalsozialismus“ umwandeln wollte. Damals war das Gebäude noch Landschulheim von Neukölln. Das Projekt scheiterte jedoch zu Beginn der 70er Jahre. Letztlich, so eine sprechende Wortwahl eines politisch Beteiligten, wollte man keine „makabre Kultstätte“. Dass diese Idee, wenn auch viel später, doch noch realisiert wurde, hat Wulf nicht mehr erlebt. Die Bibliothek im ersten Stock trägt heute zum Gedenken an ihn den Namen „Joseph-Wulf-Mediathek“.

Seine Lebensumstände waren zu Beginn der 70er Jahre mehr und mehr zu einer Qual geworden. Außer Henryk M. Broder, der vor fast 20 Jahren Wulfs Situation anhand von Interviews mit Vertrauten und Freunden und anhand einiger unpublizierter Briefe aufhellen konnte, ist sein Schicksal regelrecht vergessen worden. Man muss das erschütternde Bild eines Menschen zeichnen, der mittellos und ohne Anerkennung, wenige Monate nach dem Tod seiner Frau um Arbeit und Verdienst betteln musste: „Seit über einem Jahr habe ich kein Einkommen. Nach 25 Jahren Arbeit stehe ich praktisch vor dem Nichts. Mein Thema – das Dritte Reich – ist heute nicht mehr gefragt und nicht aktuell. Ich stehe buchstäblich vor der Frage, wovon ich demnächst leben soll. (...) Ich glaube, dass Sie verstehen, dass ich nicht plötzlich vor einer ‚Null‘ stehen kann – (...). Ich habe doch in den letzten 25 Jahren etwas geleistet, ich will doch arbeiten und sollte doch – ich glaube, sie verstehen es – nicht jetzt in dieser Situation sein.“ Zuletzt überwog die Verzweiflung, hoffnungslos und lebensmüde geworden, sprang Joseph Wulf am 10. Oktober 1974 aus dem Fenster des vierten Stockes seiner Wohnung in der Giesebrechtstraße in Charlottenburg.

Über dem täglichen Arbeitsplatz von J. Wulf hing, in einem ansonsten kargen Zimmer, ein großes weißes Schild an der Wand mit dem in hebräisch verfassten Imperativ „Erinnere dich an die 6 Millionen!!!“ (mit drei Ausrufezeichen). Joseph Wulf ist in Holon, in der Nähe von Tel Aviv begraben. Aus Deutschland standen an seinem Grab lediglich sein Freund Gerhard Schoenberner, dessen Frau und seine Mitarbeiterin und Sekretärin Ulla Böhme.

VI. Zusammenfassung

Der Versuch eines Studenten, „*Reflexionen über die Möglichkeit einer wissenschaftlichen und menschlichen Annäherung*“ an den Holocaust zu erlernen, führte in eine wissenschaftshistorische Forschungsrichtung. Und in Verlauf der Beschäftigung mit den Problemen und Aporien der Erklärungen wurde evident, dass das schwierige Verhältnis von Erforschung und Erinnerung selbst es war, das Erklärungen einforderte – oder zumindest eine verstärkte Aufmerksamkeit. Ob „Göttingen“, „München“ oder „Berlin“ – ob Meinecke, Heimpel oder Broszat auf nichtjüdischer Seite oder ob

Herbert A. Strauss oder Joseph Wulf als Juden – überall, wo die historische Beschäftigung und die Erforschung der „Endlösung“ begonnen wurde, waren es Zeitgenossen der beschriebenen Epoche, die den Anfang machten. Sie waren unterschiedlich alt und unterschiedlich beteiligt, als Mitläufer oder Ja-Sager und als Opfer und Überlebender – aber dennoch mit einem je doppelten Blick auf diese Vergangenheit. Alle kämpften mit dieser Ambivalenz zwischen Erforschung und Erinnerung, aber in völlig unterschiedlichen Konstellationen und geradezu konträren Kommunikations-Situationen – und nicht selten gegeneinander.

Kein Dokument der Historiographiegeschichte hat dabei den blinden Fleck der deutschen Zeitgeschichtsschreibung so genau herausgearbeitet, wie der bekannte Briefwechsel zwischen Martin Broszat und Saul Friedländer aus dem Jahre 1988. Broszat hatte hier versucht, mit der Berufung auf „Geschichtszeit“ die Gegenwärtigkeit des Ereignisses erkenntnistheoretisch auszuschalten, indem er die Entfernung des Ereignisses von der Gegenwart als eine Art naturalen Teil des Schlagwortes von der „Historisierung“ begriff. Friedländer setzte sein Verständnis von „historisch“ dort an, wo die vergangene Zeit ein besonderes Verhältnis zur Gegenwart aufwies – er argumentierte also nicht nur mit Geschichts-, sondern auch mit Gedächtniszeiten. Die Perspektivität der verschiedenen Standpunkte verdeutlichte die grundlegende Aporie, nämlich die Tatsache, dass in dieser Auseinandersetzung Geschichtswissenschaft als Teil und Gegenteil der Erinnerung fungierte. Während aber, und hier liegt der Kern der erkenntnistheoretischen Differenz, Broszat im Briefwechsel die Opposition von „Geschichte“ und „Gedächtnis“ jeweils den Standpunkten der Briefpartner zuzuordnen versuchte und „Erinnerung“ als zwar legitim, aber dennoch als Sache „jüdischer Menschen“ betrachtete, die auf einer „mythischen Form“ einer „trauernden und anklagenden Erinnerung“ zu beharren das Recht besäßen, sah Friedländer das Oppositionspaar als solches für beide Seiten als konstitutiv an. Er definierte deshalb die Spannung zwischen beiden Begriffen als wichtigen, die Forschung begleitenden Prozess.

Die epistemologische Gespaltenheit der Erfahrungen, mit der die Tat der Massenvernichtung auf Täter- und Opferseite erinnert wurde und wird, setzte sich auch in Formen der geschichtswissenschaftlichen Gedächtnisbildung fort. Dies geschieht nicht intentional, die *de facto* Parteimitgliedschaft von Martin Broszat ist damit weder erklärt noch für unwichtig befunden. Noch jenseits solcher interpretatorischer Fragen verlängert sich die Primärform des erinnernden Aufbewahrens in die methodisch kontrollierte Historiographie hinein. Dan Diner hat wiederholt hervorgehoben, dass diese Erfahrungskontexte des Holocaust in der gedächtnisgeleiteten Wahl der Perspektive wiederkehren. Es zeigt sich deshalb, ganz gleich, ob wir „Göttingen“, „München“ oder „Berlin“ genauer betrachten, dass der erinnerungstheoretische Versuch, das Verhältnis von Gedächtnis und Geschichte in seinem strikten Antagonismus aufzulösen, einen wesentlichen Teil einer kritischen Wissenschaftsgeschichte darstellt. Es zeigt sich darüber hinaus, dass das Problem,

wie beide sich durchdringen, für alle gilt, die sich dem Thema des Holocaust zuwenden. Und schließlich zeigt sich auch, dass das Dilemma dort, wo es unerkannt bleibt oder wo es dementiert wird, besonders prekär wird. Wenn hingegen die Gegenläufigkeit von „Gedächtnis“ und „Geschichte“ nicht mehr nur erkenntnistheoretisch absolut gesetzt wird, sondern dazu noch mit den Dichotomien „Objektivität“ versus „Subjektivität“ überlagert wird und diese beiden Pole den kollektiven Gedächtnissen deutscher und jüdischer Wissenschaftler zugeschrieben werden, dann kann man nicht mehr von Versuchen sprechen, das vergangene Geschehen in seiner Bedeutung erkennen zu wollen. Denn dann findet ein Kampf um Erinnerung statt – das Gegenteil also einer kritischen Wissenschaft.

Die große Differenz und die mitunter unüberwindlich erscheinenden Kommunikationsbarrieren zwischen jüdischen und nichtjüdischen Historikern, Wissenschaftlern und Intellektuellen können vor dem bisher geschilderten Hintergrund nicht als bloße „Missverständnisse“ verstanden und gedeutet werden. Vielmehr ist in den Blick zu nehmen, dass diese immer wieder greifbar werdenden Grenzen der Verständigung vor dem Hintergrund einer gedächtnistheoretischen Herangehensweise eine eigene Logik haben, die zum Thema gehört – ja, die seinen Kern berühren und statt reiner Historiographiegeschichte eine Gedächtnisgeschichte in erweiterter Absicht ermöglichen. Man hat zu Recht die Frage gestellt, ob es sich nicht eigentlich um „zweierlei Holocaust“ handle. Im historischen Rückblick ist hierbei weniger der darin zum Ausdruck gebrachte Konflikt an sich, sondern das deutsche Erstaunen über ihn auffällig. Die Dichotomie verschiedener Perspektivitäten ist ein Teil des zu beachtenden Problems und diese werden eben nicht schon durch die Vorgaben wissenschaftlich akzeptierter Gepflogenheiten neutralisiert. Auch innerhalb des Rahmens von Wissenschaft ist Gedächtnis wirksam, die Aporien der Deutungen sind Ausdruck davon, dass auch die Historie die Balance zwischen „Zuviel“ und „Zuwenig“ nicht finden kann. Innerhalb der deutschen Diskussion ist es eines der am besonders sensibel wahrgenommenen Fakten, dass diese Grundproblematik der Erinnerung nicht auflösbar ist, weder durch die Einführung von öffentlichen Gedenktagen oder den Bau von Museen, Gedenkstätten und Mahnmalen, noch durch die enormen Anstrengungen der wissenschaftlichen Forschung, wie sie verstärkt in den vergangenen 10 bis 15 Jahren unternommen wurden. Es bleibt an der Partitur des Themas eingeschrieben, dass Gedächtnis ein Konfliktthema ist und dass es vornehmlich in seiner Begrenztheit und Unvollständigkeit, seiner Zeitgebundenheit und Einseitigkeit sichtbar gemacht werden kann – und dass es stets im Widerspruch zu anderen Erinnerungen steht. Dass hierbei ein „deutsches“ und ein „jüdisches“ Erinnerungsnarrativ mitunter unvermittelbar aufeinander stießen muß angesichts der Geschichtswucht, die dem Ereignis der Vernichtung von Millionen von Menschen durch andere nicht verwundern – der Holocaust stellt in exemplarischer Weise eine Konflikterinnerung dar, die weder durch eine scientistische „Objektivitätsrhetorik“ der Geschichtsschreibung noch durch den Wunsch nach Konsens und Kompromiss außerhalb akademischer Ordnungsgeltungen festgestellt werden kann. Denn wer

Erinnerung *von wem* einfordert, mit *welchen Gründen* dieser Appell versehen wird, was an Erinnerungen *warum* bedeutungsvoll eingeschätzt und für gedächtniswürdig gehalten wird und – nicht zuletzt – *wessen* Vergangenheitsversion *auf Kosten welcher* konkurrierenden anderen aufgezeichnet wird, all das ist Teil der Auseinandersetzung, auch unter Historikern und auch dann, wenn sie einzeln keine Einsicht in den erinnerungstheoretischen Zusammenhang von Kanon und Zensur aufbringen mögen.

Die für ein nachhaltiges Verständnis des Holocaust grundlegende Beziehung zwischen Geschichtszeit und Gedächtniszeit, zwischen Erforschung und Erinnerung, ist nicht auf einfache Nenner zu bringen. Sie begleitet den Vorgang, in dem das Ereignis der Judenvernichtung zu „Wissen“ und Erkenntnis wurde von Anfang an. Dabei bildete sich dieses Wissen nicht synthetisch zwischen verschiedenen Formen der Gedächtnisbildung – z.B. der wissenschaftlichen und der künstlerischen oder der von Mitläufern und Widerständlern oder der deutschen und jüdischen, um nur ein paar der geläufigen Dichotomien zu nennen – sondern in mitunter scharfen Auseinandersetzungen zwischen den Generationen, zwischen Erlebnis- und Deutungsgemeinschaften aus. Diesen im Detail ansonsten sehr verschiedenen Konflikten aber ist aus heutiger Sicht eine Gemeinsamkeit eigen. Sie liegt in der sehr unterschiedlichen Bewertung, die von den damaligen Akteuren und Protagonisten der Dignität der eigenen Erinnerung und dem Status der Erinnerung Anderer gegeben haben. Im Kontext der Frage nach der Position von Joseph Wulf im westdeutschen Wissenschaftsdiskurs sind solche erinnerungstheoretisch ausgerichteten Fragen Erkenntnisfördernder, als die Feststellung, dass der Prozess der vorbehaltlosen Anerkennung dessen, was geschehen war, nur gegen Widerstände durchzusetzen war. Erkenntnisfördernder deshalb, weil aus heutiger Sicht weniger die Verdrängung selbst erklärungsbedürftig erscheint, als vielmehr die Formen, in denen sie sich diskursiv äußerte. Warum versinken manche hegemonial anmutenden Deutungsmuster innerhalb kurzer Zeit in Vergessenheit? Wieso sind andere Begriffe von langer Dauer? Wieso wird manches zur „Wissenschaft“, anderes verbleibt in apokryphen Texten und Textsorten? Welche Interpretationen hatten wann Konjunktur – und warum? Wer waren die intellektuellen Meinungsführer des Themas und gegen welche alternativen Erklärungen setzten sie sich durch?

Solche Fragen verweisen auf den Paradigmenwechsel in der Beschäftigung mit den Folgen des Holocaust – es scheint, als wären die offensichtlichen Schwierigkeiten, sich über ihn zu verständigen, nicht nur ein interessen geleitetes Manöver, das von anderen, „eigentlichen“ Motiven abzulenken versucht. Vielmehr wird in diesen Kommunikationsproblemen ein Teil der verheerenden Wirkungen des Ereignisses selbst sichtbar – nämlich die Tatsache, dass es noch die erinnernden Versuche, es zu begreifen, affiziert. Durch die Judenvernichtung der ersten Jahrhunderthälfte des vergangenen Jahrhunderts ist nicht allein die Vergangenheit, die damalige Gegenwart, zerstört worden. Die

Verwüstungen erstrecken sich auch auf Gedächtnis und historische Wissenschaft, die die Ereignisse aufzubewahren aufgerufen sind. Sie erstrecken sich mithin auch auf unsere Gegenwart, auf das von uns konstruierte Verhältnis von Erinnerung und Vergessen. Diese vom Ereignis ausgehende und umfassende Destruktivität ist nicht „damals“ gewesen – und muss heute nur noch historisch erklärt werden. Sie hat seinerzeit stattgefunden – aber mit noch nicht zu überblickenden Folgen für die damalige Zukunft – die z. B. heute Gegenwart ist. Deshalb ist die Grundthese des Ansatzes, wie ich ihn heute vortragen habe, dass wir nicht nur eine Wahrnehmung des Ereignisses selbst benötigen, sondern auch eine Beobachtung der Wahrnehmung, nicht nur Erinnerung, sondern auch die Wahrnehmung der Erinnerung. In gedächtnisgeschichtlicher Perspektive interessieren gerade jene hier aufzuspürenden Differenzen, Verschiebungen, Konflikte und Erinnerungsspuren, in denen das Disparate nicht auf den Begriff gebracht wurde, das Unverstandene sich Geltung verschaffte und das Wissen an seine Grenzen stieß.
